

Cornelius Bohl OFM

Geboren 1961 in Fulda, war P. Dr. Cornelius Bohl OFM nach einer Promotion in franziskanischer Spiritualität in Rom mehrere Jahre in der Noviziatsausbildung des Franziskanerordens und in der Pfarrpastoral tätig. Seit März 2012 ist er Provinzialminister der Deutschen Franziskanerprovinz.



Cornelius Bohl OFM

Ehrlich bedürftig. Reich beschenkt.

„Armut“ im geistlichen Leben

Die problematische Vokabel

„Armut“ ist ein in vielfacher Weise offener und auch ambivalenter Begriff, der in unterschiedlichen Zusammenhängen ganz Verschiedenes bedeutet. Grundsätzlich bezeichnet er einen Mangel an zum Leben notwendigen Gütern bzw. finanziellen Mitteln. Die Beurteilung, wer in diesem Sinn als arm gelten kann, hängt ab vom jeweiligen ökonomischen und soziokulturellen Kontext. Armut in einer deutschen Großstadt sieht anders aus als Armut in einer brasilianischen Favela, und doch ist ein Armer hier wie dort arm. Materielle Armut ist oft verbunden mit mangelnder Bildung, gesellschaftlicher Chancenlosigkeit, geringerer Lebenserwartung, Krankheit, psychischer Not und sozialer Marginalisierung oder Ausgrenzung. Diese Armut steht für ein menschenunwürdiges Dasein.

Dieselbe Vokabel umschreibt aber auch eine freiwillig übernommene Lebensform, die im Rückgriff auf die Verkündigung Jesu als „evangelischer Rat“ bezeichnet wird und für das Ordensleben konstitutiv ist. Franz von Assisi etwa kann „jene Erhabenheit der höchsten Armut“ in der Textmitte seiner Regel geradezu hymnisch preisen, da sie ihn und seine Brüder „zu Erben und Königen des Himmelreiches eingesetzt, an Dingen arm, aber an Tugenden reich gemacht hat“. Aber auch diese religiös motivierte Armut, die mit einer in vielen Kulturen und Religionen anzutreffenden asketischen Grundhaltung von freiwilligem Verzicht und Selbstbeschränkung verwandt ist, erscheint in sich nochmals vielgestaltig, bezeichnet sowohl eine innere spirituelle Haltung wie auch eine äußerlich erfahrbare Lebenspraxis, die von einer völligen Ablehnung jeglichen Privatbesitzes und

einem absoluten Geldverbot wie etwa bei Franziskus bis hin zu einer im Vergleich zu ihrer Umwelt schlichten und bescheidenen Lebensführung reicht, kann tatsächlich stehen für schmerzvollen Verzicht und ausgehaltenen Mangel oder auch Chiffre sein für einen angemessenen Umgang mit den materiellen Dingen.

Dass unsere Sprache für so unterschiedliche Phänomene wie eine menschenunwürdige Verelendung, eine geistliche Grundhaltung und einen spirituell motivierten Lebensstil nur ein einziges Wort bereit hält, ist problematisch und führt zu ständigen Missverständnissen. Ich habe als Ordenschrist jedes Mal Hemmungen, bei einer Klosterführung oder vor Jugendlichen in einer Schule von unserer „Armut“ zu sprechen, und diese Hemmungen blieben auch dann bestehen, wenn unser Haus ein wenig kleiner wäre und zwei Autos weniger in der Garage stünden. Und doch bindet der Sprachgebrauch der Heiligen Schrift an diese problematische Vokabel und verbietet entlastende Umschreibungen wie „Einfachheit“ oder „bescheidener Lebensstil“.

Eine Leere, die zu füllen ist

Offen ist der Begriff „Armut“ gerade im spirituellen Kontext aber auch noch in einem anderen Sinn. Er bezeichnet ja zunächst ein Nichthaben, einen Verzicht. Ein Mangel aber ist niemals ein Wert in sich. Armut ist in doppeltem Sinn leer, sowohl das Wort wie die Wirklichkeit, die es umschreibt, müssen gefüllt werden. Leerwerden bekommt erst dann eine Qualität, wenn ich angeben kann, wovon oder wofür ich leer werden möchte. So ist auch die Armut in sich

kein erstrebenswertes Ziel, eher eine Bedingung oder ein Mittel, das mich auf ein Ziel hin ausrichtet. Bei aller Hochschätzung, die der evangelische Rat der Armut in der Geschichte der Spiritualität erfahren hat, ist es darum verständlich, das er in der Heiligen Schrift nicht als Frucht des Geistes erscheint (vgl. Gal 5,22f). Die Armut öffnet eben nicht selbstverständlich für die Gegenwart Gottes. Sie kann ebenso zu Aggression, Verbitterung und Resignation führen wie auch zu Frieden, Freude und Liebe. Der Arme ist nicht von vornherein der bessere Mensch – und der Reiche nicht automatisch der schlechtere! Sicherlich kann ein Mensch sich im Materiellen so verstricken, dass er jede Antenne für höhere Werte verliert. Umgekehrt aber ermöglicht es u. U. erst eine gewisse materielle Absicherung, sich überhaupt für Wirklichkeiten zu öffnen, die den alltäglichen Lebenskampf übersteigen. Auch im Kontext der neutestamentlichen Berufungsgeschichten ist die Armut als solche kein Wert, sondern wird erst von der Person und Botschaft Jesu her gefüllt. Jesus ruft nicht grundsätzlich zu einem asketischen Verlassen von Besitz und Familie, sondern in seine persönliche Gemeinschaft. Nicht der Verzicht ist Thema der Nachfolge, sondern Jesus. Der Verzicht bekommt seine geistliche Prägung erst als Bedingung, Form und Konsequenz der Jesus-Nachfolge. So sicher der Mensch nicht vom Brot allein lebt, so offensichtlich ist es auch, dass er nicht automatisch umso geistlicher wird, je weniger Brot er hat. Geld kann abhängig machen – aber die Armut als ständige Suche nach Geld vielleicht noch mehr. In der christlichen Spiritualität und Mystik ist die Suche nach dem inneren Leerwerden immer

nur die andere Seite der Sehnsucht nach einem neuen Erfülltwerden von Gott (Mensch als Tempel Gottes, vgl. 1 Kor 3,16; Einwohnung Gottes, Gottesgeburt in der Seele etc.). Umgekehrt sind Besitz und Reichtum in biblischer Perspektive nicht von vornherein negativ besetzt. Neben dem breiten Erfahrungsstrom, den gerade die Propheten vertreten und der dann auch von Jesus aufgegriffenen wird, dass die Gier nach materiellen Gütern das Herz gegenüber dem Mitmenschen und gegenüber Gott verschließt und Sorgen, Reichtum und die Genüsse des Lebens das Wort Gottes ersticken können (vgl. Lk 8,14), steht die Überzeugung, dass ein menschenwürdiges und materiell abgesichertes Leben Zeichen des Segens Gottes ist. Die in der Geschichte immer wieder aufflackernde manichäische Grundversuchung, Armut, Verzicht und Askese aus einer Abwertung und Verachtung der materiellen Güter und der Leiblichkeit des Menschen zu begründen, muss scheitern an der wiederholten Freude Gottes an seiner guten Schöpfung gleich auf der ersten Seite der Heiligen Schrift. Auch wenn der Menschensohn keinen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann (vgl. Lk 9,58), so war er doch kein Asket wie Johannes der Täufer und konnte sogar als „Fresser und Säufer“ verschrieben werden (vgl. Mt 11,19). Und so sehr Jesu besondere Liebe den Armen galt, so sicher hatte er auch reiche Freunde, die ihm ihr Haus öffneten und zum Essen einluden.

Armut, die aus dem Reichtum kommt

Die Armut ruht nicht als Wert in sich, sie verweist über sich hinaus. Als evan-

geliumsgemäße Lebensform gründet sie im Reichtum einer persönlichen Gottesbeziehung. Nur wenn der Verzicht als die andere Seite einer neuen Fülle erfahren wird, kann er überhaupt Sinn haben. Schließlich lebt niemand aus dem Mangel! Das wäre krankhaft. Jesus zeigt dies im Gleichnis vom Schatz im Acker bzw. von der kostbaren Perle (Mt 13,44-46): Loslassen und Weggeben sind kein asketisches Übungsprogramm, sondern gründen in der beglückenden Entdeckung von etwas, das kostbar und wertvoll ist. Sie sind Bedingung dafür, einen Schatz zu heben, oder auch Folge davon, ihn gefunden zu haben!

Autoreninfo

vollständige Angaben zum Autor stehen Ihnen in der gedruckten OK zur Verfügung.

Armut setzt in Beziehung

Armut setzt notwendig in Beziehung. Das gilt zunächst einmal ganz unmittelbar: Wer wirklich arm ist, dem bleibt nichts anderes übrig, als sich anderen Menschen zuzuwenden und sie anzubetteln. Er hat ja selbst nichts und braucht andere. Er ist abhängig und angewiesen, kann nichts bezahlen oder zurückgeben. Diese bittere und schmerzvolle Realität wird gerne auch poetischer formuliert: Nur leere Hände können empfangen und sich beschenken lassen. Interessant, dass unsere Sprache den Armen auch den

Bedürftigen nennt. Bedürftigkeit ist das Gegenteil von Autonomie und Selbstgenügsamkeit, sie öffnet und hält offen. Der Arme wird dazu gedrängt, sich auf einen anderen hin zu verlassen. Das Eingeständnis der eigenen Bedürftigkeit bewahrt vor einem solipsistischen Sichabkapseln und vor dem Streben nach Autarkie. Hier trifft sich die Armut mit dem Gehorsam. Das Gegenbild ist der Reiche als derjenige, der nichts und niemanden braucht, weder einen anderen Menschen noch Gott. Auch hier ist Sprache verräterisch, sie hat Satttheit und Sättigtsein eher negativ konnotiert, wittert darin leicht dumpfe Unbeweglichkeit und träge Fülle. Sehnsucht dagegen ist positiv besetzt, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit adeln den Menschen.

Die den Armen verkündete frohe Botschaft ist nur für die Armen wirklich froh. Geistlich gelebte Armut wird darum immer zur Dankbarkeit führen. Der autonome Leistungsträger ist stolz auf sich. Der Bedürftige dagegen, der sich beschenkt erfährt, dankt immer einem anderen. Wie die Armut verweist auch die Dankbarkeit über sich hinaus. Ein dankbarer Mensch klopft sich nie auf die eigene Schulter. Wer nicht Gott oder einem Menschen dankbar sein kann, dankt vielleicht dem Schicksal oder dem Zufall. Im Glauben setzt Dankbarkeit den Menschen in ausdrückliche Beziehung zu Gott und sieht auch alle Dinge in Relation zu ihm: Sie kommen von ihm her als Geschenk und sind in seinem Sinn zu gebrauchen, ihm „zurückzuerstatten“, wie Franz von Assisi immer wieder betont.

Da Armut in Beziehung einlädt und Beziehung ermöglicht, besteht ihre größte Perversion darin, sie in eine as-

ketische Leistung zu verkehren. In der Geschichte der Spiritualität ist das leider immer wieder geschehen: Aus dem Armen, der sich dankbar beschenken lässt, wird der verkrampft Fromme, der verbissen und zugleich selbstzufrieden seine Selbstvervollkommnung leistet. Der Arme findet seine Identität in der Beziehung von einem Du her und auf ein Du zu, der Reiche sucht sie in sich selbst. Armut öffnet zum Sein, Reichtum verkrallt sich im Haben. Auch hier begegnet die Spannung zwischen einer falsch verstandenen Moral und Mystik: Moral allein ist immer in Gefahr, sich selbst erlösen zu wollen. Wirkliche Erlösung geschieht in Beziehung.

Was bisher noch recht theoretisch klingen mag, hat für die alltägliche Lebensgestaltung entscheidende Bedeutung. Die Frage, ob ich mein Leben im Modus der „Hab-Sucht“ oder der Sehnsucht gestalte, setzt ein alles veränderndes Vorzeichen vor mein gesamtes Dasein. Mein Besitz kann mich so besitzen und besetzen, dass er alle Zugänge nach außen verstopft. Umgekehrt kann der Mangel, der Verzicht, die freiwillige Leere und das Loch in der perfekten Selbstsicherung die Einbruchsstelle sein für das Andere, das Du des Menschen und das Du Gottes. Christliches Leben braucht solche „Löcher“, Platzhalter, die nicht vorschnell mit irgendetwas zugestopft werden dürfen, um das Sehnen nach Gott wachzuhalten. Hier wird von ganz neuer Seite verständlich, warum bereits in der Heiligen Schrift und dann in der Geschichte christlichen Lebens gerade die Armut immer auch ein Prüfstein für die Echtheit einer Berufung ist: Sie ist die Form, in der der Mensch sich selbst verlässt und existentiell in Beziehung tritt.

In der Nachfolge des armen Jesus

Ist die Armut als spirituelle Lebensform immer schon ein Stück Selbsttranszendenz, in der sich der Mensch verlässt und mit Gott in Beziehung tritt, so verbindet sie als evangeliumsgemäße Nachfolgegestalt ausdrücklich mit Jesus, der „reich war, aber unseretwegen arm wurde“ (vgl. 2 Kor 8,9). Er hat den letzten Platz gewählt, von der Krippe über seine Mahlgemeinschaften mit den Sündern und die Fußwaschung bis zum Kreuz außerhalb der Stadt und zum geliehenen Grab. In Jesus ist Gottes Liebe Mensch geworden, eine Liebe, die sich verströmt, die sich gerade im Loslassen und Hergeben zeigt, in Armut und Ohnmacht. Die Armut des Ordenschristen ist Nachahmung des Vorbildes Christi (vgl. LG 42; PC 25). Sie legitimiert sich nicht als allgemein religionsgeschichtliches Motiv und schon gar nicht als Methode asketischer Selbstbildung, sondern ist nur aus der Beziehung zu Jesus heraus zu verstehen, eine unscheinbar wirkende Form nüchtern gelebter Alltagsmystik. Die Kenosis, das Leerwerden, ist an erster Stelle eine christologische, erst dann u.U. auch eine existentielle Kategorie. Im Mittelpunkt christlicher Existenz steht immer Christus, von ihm her bekommen alle ihre konkreten Ausdrucksweisen und Gestaltungsformen Inhalt und Begrenzung, nicht umgekehrt.

Armut und Gemeinschaft

Armut setzt in Beziehung zu Gott, aber sie öffnet auch für das Du des anderen und stiftet so in einem tiefen und ursprünglichen Sinn Gemeinschaft. Wer

ganz allein schon alles hat, alles kann und alles weiß, braucht niemanden mehr. Selbstversorger genügen sich selbst. Sie brauchen weder zu bitten noch zu fragen, müssen niemandem Rechenschaft ablegen. Bedürftigkeit dagegen macht in gutem Sinn abhängig: Wir hängen zusammen, wir brauchen einander, dürfen einander fordern und fördern. Das ist keine asketische Verrenkung, sondern Realität unseres Menschseins, seinsmäßige Wirklichkeit unserer Existenz. Zur geistlichen Armut gehört darum notwendig eine gegenseitige Abhängigkeit, nicht der Wunsch, im Wenighaben gerade unabhängig zu werden! Die Gegenprobe zeigt: Das Pochen auf eigenen Besitz führt zu hierarchischer Über- und Unterordnung, verleitet zu Abgrenzung und Abwehr. Das Bild ist mir von einer Reise in den Nordosten Brasiliens geblieben: Die Häuser der Reichen sind hinter hohen stacheldrahtbewehrten Mauern versteckt, die Hütten der Armen stehen Tag und Nacht offen. Bei Franz von Assisi hat Armut darum oft auch mit radikaler Brüderlichkeit zu tun, mit dem Verzicht auf Privilegien und Sonderrechte, mit einem Argwohn gegen zu feste Hierarchien und daraus abgeleitete Machtansprüche. Die christliche Grundüberzeugung von der fundamental gleichen Würde aller verträgt keine durch Besitzverhältnisse festbetonierte Klassengrenzen. Die Ordensarmut muss sich also gerade auch daran messen lassen, ob sie Schwestern und Brüder zu größerer Transparenz im Miteinander führt, zu der Bereitschaft, sich in die Karten schauen zu lassen und angstbegründetes Autarkiestreben aufzugeben, um sich freiwillig in eine gewollte Abhängigkeit von der Ge-

meinschaft zu geben und dadurch für verbindliche Beziehungen zu öffnen. Wo eine Armutspraxis allein auf die in der Geschichte so oft gestellte Frage reduziert, was der einzelne besitzen darf und was nicht, wird sie zur Farce.

Ehrliche Annahme der Geschöpflichkeit

Geistlich gelebte Armut, das wurde bereits deutlich, ist nicht allein am Geldbeutel oder in der Wohnungseinrichtung ablesbar, sie umgreift auch die Erfahrung und Annahme der mit dem Menschsein gegebenen Begrenztheit und Endlichkeit. Die Armut fragt nicht zuerst: „Welche Dinge besitzt du?“, sondern: „Wer bist du?“ Als Geschöpf bin ich bleibend herkunftig und abhängig. Dankbar entdecke ich die mir geschenkten Gaben und Talente. Zu meiner Geschöpflichkeit gehört aber auch eine Form existentieller Armut, etwa meine Ängste und inneren Verwundungen, die Brüche meiner Biographie und das Erschrecken vor den unheilvollen Möglichkeiten in mir, die Scham vor Mängeln und Fehlstellen ebenso wie Trauer über Verpasstes und Verlorenes. Diese Armut zeigt sich in radikaler Ehrlichkeit und in der Weigerung, mir selbst und anderen etwas vorzutäuschen. Dabei mache ich mich nicht selbst klein und arm – ich bin es. Und entdecke paradoxerweise gerade so, dass ich als von Gott Beschenkter zugleich auch groß und reich bin.

Die ehrliche Annahme meiner geschöpflichen Armut macht bescheiden und wird mich nach konkreten Formen eines armen Lebensstil suchen lassen, nimmt dieser Suche aber zugleich jede ideologisch verkrampfte Verbissenheit

und jede pharisäerhafte Rechthaberei. Diese geschöpfliche Armut wird sich im Tod vollenden. Der Tod ist das große und endgültige Loslassen. Das letzte Hemd hat keine Taschen, ich kann nichts mitnehmen von dem, was ich gespart und gehortet, geleistet und verdient habe. Der Mensch stirbt nackt: Im Augenblick des Todes ist er dann endgültig das, was er vor Gott ist, nicht mehr und nicht weniger. Franziskus konnte nackt und singend sterben, weil er ein Leben lang Ehrlichkeit und Loslassen eingeübt hat.

Angstfrei loslassen

Angst führt zu Anhäufung von Besitz und Macht. Armut dagegen ist Ausdruck des Sich-Verlassen-Könnens, weil ich keine Angst mehr haben, weil ich mich weder mir selbst noch anderen noch Gott durch eigene Leistung beweisen muss. Gerade als Geschöpf weiß ich mich geliebt und angenommen, so wie ich bin. Sich lieben lassen und sich selbst annehmen vor aller Leistung, das fällt gerade den Frömmsten, die Gott so gerne wohlgefällig sein und ihm etwas geben möchten, am schwersten. Gnade aber ist *gratia*, gratis, umsonst. Armut meint darum nicht nur Verzicht auf materielle Güter, sondern vor allem auch Verzicht auf Selbstsicherung durch eigene Leistung, und sei sie noch so fromm motiviert. „Was muss ich tun?“, fragt der reiche Jüngling (vgl. Mk 10,17). Die entscheidende Frage für ihn aber lautet eigentlich: „Was muss ich lassen?“ Er muss nichts erbringen, sondern zunächst einmal leer werden. „Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass

ihr etwas anzuziehen habt“ (Mt 6,25). Solche Sorge ist nach Jesus zutiefst heidnisch, denn sie kennzeichnet ein Leben, in dem Gott nicht vorkommt oder das genauso weiter gehen würde, wenn es Gott nicht gäbe. Umgekehrt wird spirituell motivierte Armut von selbst zum Verweis auf Gott. Geistliche Armut muss den Blick auf Gott richten, nie darf sie um die eigene vermeintliche Tüchtigkeit kreisen. Das Gegenteil von lebendigem Glauben sind ja nicht Unglauben oder Zweifel, sondern Angst und krampfhaftes Selbstsicherung. Es gehört zu den provozierenden Paradoxien des Evangeliums, dass der Mensch Halt und Sicherheit nicht findet, indem er sich in sich selbst zu begründen versucht, sondern gerade umgekehrt im Sich-Verlassen auf ein Du, in einer lebendigen Beziehung. Der vom Sturm aufgewühlte See trägt Petrus, solange er auf den Ruf Jesu antwortet, ihn im Blick behält, auf ihn zugeht, eben mit ihm in Beziehung bleibt (vgl. Mt 14, 22-33). Wenn unsere Ordensarmut überhaupt einen Zeichencharakter hat, dann als Form von Mystik, nicht als Barometer moralisch-asketischer Willensanstrengung, die letztlich von Angst und mangelndem Vertrauen zeugt. „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren“ (Mt 16,25).

Franz von Assisi ersetzt programmatisch gleich im ersten Satz seiner Regel den Begriff „Armut“ durch die Formulierung *sine proprio*. So formalistisch in den späteren immer neuen Armutsstreitigkeiten der franziskanischen Familie die Unterscheidung zwischen „Gebrauch“ und „Besitz“ auch gewesen sein mag, sie hatte am Anfang ihren guten Sinn: Die Frage der geistlichen Armut entscheidet sich letztlich nicht

an der Quantität des Habens, so als würde ein Leben in Armut damit stehen oder fallen, ob ich ein bisschen weniger oder ein bisschen mehr besitze, sondern an der Frage des „Eigentums“: Will ich mich mit Eigenem selbst sichern – oder lebe ich aus einer Beziehung, aus einem Vertrauen, in dem ich mich selbst immer wieder verlasse und gerade so beschenkt werde? „Viele gibt es“, so hat es Franziskus in seiner 14. Ermahnung aufmerksam beobachtet, „die in Gebeten und Gottesdiensten eifrig sind und ihrem Leib viele Entsagungen und Abtötungen auferlegen, die sich aber über ein einziges Wort, das ihrem lieben Ich Unrecht zu tun scheint, oder über eine Kleinigkeit, die man ihnen wegnimmt, sofort dermaßen aufregen, als wäre es ein Skandal. Diese sind nicht arm im Geiste.“

Freiheit und Beweglichkeit

So unterschiedlich die drei evangelischen Räte von Armut, Gehorsam und eheloser Keuschheit in ihren konkreten Ausformungen auch sind, sie bilden eine tiefe innere Einheit: Indem sie den Menschen einladen in die großzügige Hingabe an Gott, in eine lebendige Beziehung, wollen sie sein menschliches und geistliches Wachstum fördern und ihm eine neue Freiheit ermöglichen. Urbild dieser neuen Freiheit ist Jesus, der in der Wüste den teuflischen Versuchungen nach Macht, Besitz und egoistischem Kreisen um sich selbst widersteht.

Die Armut öffnet ganz unterschiedliche Türen zur Freiheit: Das ehrliche, oft schmerzhaft Annehmen der eigenen Bedürftigkeit, darauf wurde bereits hinwiesen, befreit den Menschen von dem

Zwang, sich letztlich selbst erlösen zu müssen. Die nicht zu Ende gekommene Berufungsgeschichte des reichen Jünglings lässt erahnen, in welche Freiheit ihn das Loslassenkönnen geführt hätte. „Der Mann aber war betrübt, als er das hörte, und ging traurig weg; denn er hatte ein großes Vermögen“ (Mk 10,22): Besitz besetzt, bindet, macht unfrei, hält in Abhängigkeit gefangen. Was für materiellen Besitz gilt, gilt erst recht für innere Besetztheiten, Süchte, ungute Gewohnheiten, ungeordnete Anhänglichkeiten, eingefahrene Denkmuster und Vorurteile oder scheinbar noch so fromme, aber ichbezogene Ideale.

Armut will befreien und beweglich machen. Die Einladung des historischen Jesus zur Armut gründet pragmatisch in den unmittelbar einzusehenden Bedingungen der Nachfolge: Wer hinter ihm herläuft zu den Menschen, kann nicht zugleich sesshaft einem Beruf nachgehen und für Haus und Familie sorgen. Besitz hält fest, Immobilien machen unbeweglich, beides verträgt sich nicht mit der für einen Wanderprediger notwendigen Flexibilität. Das Gegenteil der Nachfolge ist ein gemütliches Sicheinrichten, auch heute noch. Dass sich der Wunsch nach einem gesetzten und schön eingerichteten Dasein mit der Beweglichkeit der Armut nicht verträgt, zeigt noch eine andere Beobachtung. Neutestamentliche Armut ist auch eschatologisch begründet. Die verblasende Naherwartung musste darum zu einer Spiritualisierung und Marginalisierung der Armut führen: Wer gesellschaftlich sesshaft wird und sich dauerhaft in der Welt einrichtet, wer überall mitspielen und seinen Platz behaupten will, kann sich nicht zugleich als „Pilger und Fremdling“ verstehen, wie es Franz

von Assisi und seine ersten Brüder ein gutes Jahrtausend später wieder für sich entdecken und darum folgerichtig aus der bestehenden Ordnung aussteigen. Bedürftige und Bettler stören das Establishment.

Armut hält in Bewegung. Nur ein Armer wartet noch, hofft, will mehr, möchte den Status quo überwinden. Wer sich dagegen, von Angst getrieben, über Besitz selbst sichern will, wird nie die „Dynamik des Vorläufigen“ (Roger Schütz) entdecken. Geistliche Armut ist ja kein statisches Faktum, das irgendwann einmal erreicht wäre, sondern eine befreiende Einladung zu einem Weg, eine Zielvorgabe, die immer neu aufbrechen lässt und unaufhörlich nach vorne drängt. Die Verrechtlichung dieses Gelübdes in der Geschichte hat die Ordensarmut pervertiert, sie ihrer Dynamik beraubt, einen mich involvierenden Prozess zu einem Zustand verkommen lassen, den ich dann wieder besitzen kann! Wie Armut tatsächlich in Bewegung hält, kann jeder erfahren, der sich an irgendeinem Punkt seines Lebens auf diesen Rat Jesu einlässt: Die Infragestellung liebgewordener Gewohnheiten und selbstverständlicher Besitzstände, der Verzicht auf Übliches und Eingespieltes kann ein ruhig eingerichtetes Dasein plötzlich umwerfen, da reicht in der Klostersgemeinschaft schon die Versetzung in ein neues Haus oder die Streichung eines Autos. Gerade in der aktuellen Situation erfahren viele Ordensgemeinschaften, wie das – meist unfreiwillige – Loslassen wieder neu beweglich macht: Die Schließung von Klöstern, die Aufgabe ganzer Arbeitsfelder oder die Überführung bisher eigener Werke in neue Trägerschaften ist fast immer schmerzlich, kann aber zu-

gleich auch ein Befreiungsschlag sein. In der Geschichte der franziskanischen Familie erwies sich die Besinnung auf die Armut fast immer als Quelle lebendiger Erneuerung. So unverständlich uns manche historische Armutsstreitigkeiten heute auch erscheinen, die nicht selten zu Abtrennungen, Spaltungen und Neugründungen führten, sie haben doch auch durch die Geschichte hindurch den dynamischen Stachel des Evangeliums spüren lassen und dadurch Nachfolge und geistliches Leben in Bewegung gehalten.

Die innere Entscheidung

Zur Diskussion um die geistliche Armut gehört die unaufhebbare Spannung zwischen einer inneren Haltung und einem konkreten, auch äußerlich wahrnehmbaren Lebensstil. Der „Armut im Geist“ wird dabei gerne eine „wirkliche Armut“ entgegen gestellt. Ordenschristen, so das Konzil, „müssen tatsächlich und in der Gesinnung arm sein“ (PC 13). Auch das Kirchenrecht unterscheidet zwischen einem „in Wirklichkeit“ und einem „im Geiste armen Leben“ (c. 600 CIC). Solcher Sprachgebrauch ist verräterisch. So leicht eine angebliche innere Freiheit, „zu besitzen, als besäße man nicht“ (vgl. 1 Kor 7,30), auch als billige Entschuldigung vorgeschoben werden kann, um sich von allen spürbaren Lebensstilfragen zu dispensieren, so sicher ist es auch, dass tatsächlich die innere Einstellung zu sich selbst, zu den Dingen dieser Welt und zu Gott die entscheidenden Weichen im spirituellen Leben stellt. Jesus selbst hat immer wieder darauf hingewiesen, dass sich im Denken und im Herzen des Menschen seine Stellung vor Gott entscheidet.

Äußerliche, vielleicht nur aus Gewohnheit antrainierte oder sogar widerwillig übernommene Formen können täuschen und unechte Fassade sein.

Geistliche Armut gründet wesentlich in inneren Grundentscheidungen, die auf fundamentale Fragen des Menschseins antworten. Eine dieser Frage lautet: Was ist der Mensch? Worin gründet sein Wert und worin findet er Sinn? Nach einer weithin akzeptierten Antwort bemessen sich Wert und Sinn eines Menschen nach dem, was er besitzt, was er sich leisten kann und was er leistet. Je mehr ich habe, umso mehr bin ich! Die Idee der geistlichen Armut weist hier radikal in eine andere Richtung. Sie mahnt ständig, Haben und Sein nicht zu verwechseln. Dass allerdings auch die christliche Gemeinde nicht davor gefeit ist, einen Menschen allein deswegen als minderwertig einzuschätzen oder zu verachten, nur weil er materiell arm ist, zeigt schon die Erfahrung der ganz frühen Kirche (vgl. Jak 2,2-6).

Damit verbunden ist eine andere Frage: Worin besteht das Glück des Menschen? Gesunder Menschenverstand hat die Antwort einfach und griffig formuliert: „Geld macht nicht glücklich!“ Das Glück wächst nicht proportional mit einem sich steigernden Konsum. Nicht nur die religiösen Überlieferungen der Völker, auch viele Märchen wie etwa die Bilder vom „Hans im Glück“ oder vom „Fischer und seiner Frau“ haben diese Lebensweisheit gespeichert: Liebe, Freundschaft, Vertrauen, Vergebung, Treue und alles, was mich innerlich erfüllt und froh macht, kann ich mir nicht verdienen und nicht kaufen. Das Entscheidende im Leben ist unbezahlbar. Die innere Positionierung zwischen „Hab-Seligkeit“ und „Arm-Seligkeit“

bestimmt die Gesamtrichtung eines ganzen Lebens! Ist es nicht eigentlich traurig und beschämend, wenn der in Beziehungen blühende Mensch sich selbst, seine Identität, sein Glück und sein Heil in toten Dingen sucht?

Die gleiche Grundfrage menschlicher Existenz nochmals anders gewendet: Woraus lebe ich? Hier antwortet mir die Aussendungsrede Jesu an seine Jünger: Lebe ich aus dem, was ich in meine Vorratstasche stecken kann, aus dem von mir Zusammengesparten und mühsam Erworbenen, also aus meinem materiellen Besitz, meiner Bildung, meiner vorzeigbaren Leistungsfähigkeit, letztlich aus Eigenem? Oder lebe ich aus Ruf und Sendung Jesu? Lebe ich aus Berechnung oder aus Berufung? Wer aus Beziehung lebt, kann seine Vorratstasche getrost zu Hause lassen (vgl. Lk 9,1-6).

Bohrt die Frage, *woraus* ich lebe, nach dem Grund des Daseins, so geht die Frage, *wozu* ich lebe und *warum* ich etwas tue, auf das Ziel. Dem bezahlten Tagelöhner liegt nichts an den Schafen, er arbeitet ja nur für Geld, nicht aus innerer Berufung (vgl. Joh 10,13f). Es gibt keine bezahlte Berufung, keine bezahlte Leidenschaft und keine bezahlten Zeugen. Die beamteten Propheten schmeicheln nur den Ohren der Mächtigen und der Masse (vgl. z.B. 2 Chr 18,8-17; Jer 29,1-11; Am 7, 12f) und die bezahlten „Osterzeugen“ verkünden statt der Auferstehung heimtückische Grabschändung und damit die Unabänderlichkeit des Todes (vgl. Mt 28,12-15). Nach einer Aussage Jesu kann niemand zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon (vgl. Mt 6,24). Warum eigentlich nicht? Weil authentisches Leben nur eine Richtung haben kann, wenn

es sich nicht selbst zerreißen will. Darin steckt mehr als nur ein moralischer Aufruf zu klarer Entscheidung, es ist die Einladung zu innerer Stimmigkeit und Authentizität.

Die innere Grundentscheidung, zu der Jesu Ruf in eine arme Nachfolge einlädt, ist realistisch. Auch wenn der Arme nicht automatisch der bessere und der Reiche nicht von vornherein der schlechtere Mensch ist, so sind Reichtum und Besitz doch nicht so wertneutral, wie wir es manchmal gerne hätten. Geld verdirbt den Charakter, sagen wir. Oder auch: Bei Geld hört die Freundschaft auf! Habsucht, Gier und Neid sind reale Versuchungen, sie können einen Menschen so korrumpieren und im Griff haben, dass er sich selbst verliert. Wir erleben so etwas ja nicht nur individuell, sondern auch gesellschaftlich. Der Reichtum kann das Wort Gottes ersticken (vgl. Lk 8,14). Habgier ist keine sympathische Schwäche, sondern Götzendienst (vgl. Eph 5,5; Kol 3,5). Ganz einfache Fragen richten hier ein gesamtes Leben von innen her aus: Was brauche ich wirklich? Was brauche ich nicht? Was macht mich unfrei? Besitzen mich die Dinge? Oder gehöre ich Gott?

Die Frage der Motivation

Wenn sich geistliche Armut an der inneren Haltung entscheidet, dann steht und fällt jede Armutspraxis mit der ihr zu Grunde liegenden Motivation. Um diesen evangelischen Rat in irgendeiner Weise zu leben, brauche ich zu ihm eine innere Beziehung, eine nur äußere Begründung reicht nicht. Der offene und vieldeutige Begriff „Armut“ wird nicht schon gefüllt durch eine inhaltliche

Definition („Was bedeutet Armut?“), sondern vor allem auch durch den Beweggrund, aus dem heraus ich diese Lebensform anstrebe („Warum will ich geistlich arm leben?“). Nehme ich das Gelübde der Armut formal in Kauf, weil es nun einmal von der Tradition vorgegeben ist und um mich an ein bestehendes System anzupassen, oder verbinde ich damit einen Wert, mit dem ich mich identifiziere und den ich mir zu Eigen mache? Es gab in der Geschichte des Ordenslebens leider immer wieder eine asketische Armutspraxis, die zur Heuchelei erzogen hat oder Ausdruck von Weltverachtung war, die zu Enge, Kleinkariertheit und Geiz geführt hat oder verbissenem Stolz und sauer-töpfischer Selbstüberhebung diente! Die geistliche Falle aller drei evangelischen Räte besteht darin, sie in ein Instrument zur „Selbstvervollkommnung“ umzufunktionieren. Dann führt die Armut, die in Beziehung setzen will, zu autistischer Verhärtung in sich selbst und zu überheblicher Verachtung derer, die anscheinend weniger konsequent leben. „Herrin, heilige Armut, der Herr erhalte dich mit deiner Schwester, der heiligen Demut“, schreibt Franz von Assisi im Gruß an die Tugenden. Ob sich ein Element geistlichen Lebens gesund und konstruktiv entwickelt oder aber fromm pervertiert, ist oft nicht an den äußeren Ausdrucksformen abzulesen, sondern erst an der inneren Motivation. Eine geglückte Verwirklichung geistlicher Armut zeigt sich daran, dass sie mit Dankbarkeit und Fröhlichkeit zusammen geht, nicht mit verbissener Willensanstrengung. „Wir denken nicht heiter genug, um Asketen zu sein“, hat Chesterton einmal gesagt. Macht mich die Suche nach einem armen Lebensstil

hart und verschlossen oder froh und offen? Gerade für Franz von Assisi hängen Armut und Freude eng zusammen: „Wo Armut ist mit Fröhlichkeit, da ist nicht Habsucht und Geiz“, schreibt er in seiner 27. Ermahnung. Warum also nicht mit Lust kreative und phantasievolle Alternativen zu einem auf die Logik des Habens aufgebauten Lebensstil entwickeln, statt mit verbissenem Ernst die Negativliste von Verzicht und Entsagung abzuhaken? Eine Armut in Fröhlichkeit nimmt Inkarnation und Kreuz gleichermaßen ernst: Das volle Ja zur Welt als dem Ort Gottes geht zusammen mit prophetisch-kritischer Distanz zu allem, was dem Geist Gottes entgegensteht.

Ein konkreter Lebensstil

Glaube lebt nicht allein im Kopf. Er betrifft alle Dimensionen des Menschen und berührt und prägt seine wesentlichen Wünsche, Ängste und Fragen. Denken, Fühlen und Wollen, Besitz und Macht, Leiblichkeit und Sexualität, Krankheit und Leid, Sterben und Tod – all dies ist das Material, in das hinein sich eine Gottesbeziehung zu lebendiger Spiritualität inkarnieren muss, um nicht zu einem ornamentalen Überbau zu verkommen. Echte Frömmigkeit zeigt sich in einem konkreten Lebensstil. Ein in der alltäglichen Lebensgestaltung folgenloser Glaube ist frommer Selbstbetrug. Auch die grundlegende innere Haltung der Armut muss sich darum außen konkret verwirklichen. Dabei trägt und formt die innere Entschiedenheit den äußeren Lebensstil, umgekehrt sichert und prägt eine äußere Praxis die innere Einstellung. Das eine kann nicht gegen das andere ausgespielt werden,

die beiden Pole bedingen sich in unaufhebbarer wechselseitiger Spannung. Evangeliumsgemäße Armut kann nie rein materiell gemessen werden, darf aber auch nicht nur in der „Gesinnung“ bleiben. Zu groß ist die Gefahr, mit einer korrekten inneren Gesinnung sehr schnell einen mangelnden oder fehlenden Gestaltungswillen im Äußeren und Konkreten zu entschuldigen. Ein in der Öffentlichkeit abgelegtes Armutsgeübde muss an irgendeiner Stelle für mich selbst spürbar und für andere erlebbar sein. Wenn niemand etwas davon bemerkt, machen wir uns und anderen etwas vor.

Dass die Frage nach einem von geistlicher Armut getragenen Lebensstil unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft mit ihren individuellen Lebensgeschichten und völlig unterschiedlichen Bedürfnissen notgedrungen Diskussionen und vielleicht hitzige Auseinandersetzungen auslöst und leicht zu gegenseitigen Fundamentalismus- bzw. Dekadenzverdächtigungen führt, kann nicht wirklich davon abhalten, sich ehrlich auf diese Suche zu begeben. Die Ordensgeschichte zeigt, dass Bemühungen, das Wort Gottes oder die Regel wieder ernst zu nehmen und zum Charisma des Ursprungs zurückzukehren, stets neue Energien freigesetzt haben. Reform- und Observanzbewegungen haben Gemeinschaften zu neuer Blüte geführt.

Die Praxis eines konkreten Lebensstils ist nicht nur sekundäre Folge einer vorher fertig ausgearbeiteten Theorie, sie ermöglicht selbst wieder neue Einsichten und führt weiter. „Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht“, sagt Jesus (Joh 3,21). Wer die Armut an irgendeiner Stelle in seinem Leben zu verwirklichen sucht, wird ihren inneren

Reichtum entdecken. Natürlich: Mein Gottesbild bestimmt meinen Lebensstil. Aber es gilt auch umgekehrt: Mein konkreter Lebensstil wird mich Gott neu entdecken lassen. Natürlich: Meine Gottesbeziehung entscheidet darüber, wie ich mein Leben einrichte. Aber es gilt auch umgekehrt: Veränderungen in meinen alltäglichen Lebensformen verändern auch meine Beziehung zu Gott. Franz von Assisi hat nicht zuerst den armen Jesus entdeckt, um dann später auch noch arm zu leben. Vielmehr, so berichtet er in seinem Testament, hat ihm gerade die Begegnung mit den Armen und Aussätzigen das, was ihm bis dahin bitter erschien, in die Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt. Das Zusammentreffen mit dem Aussätzigen wird für ihn zum entscheidenden Impuls, künftig nicht mehr „in Sünden zu leben“. Das Leben in Armut und mit den Armen hatte für ihn also eine mystagogische Funktion, es hat ihn immer tiefer in das Geheimnis des armen und gekreuzigten Christus hinein geführt.

Armut im Orden

Wie kann ein von geistlicher Armut geprägter Lebensstil heute in einer Ordensgemeinschaft aussehen? Wenn ich ehrlich bin, weckt diese Frage bei mir als erstes nicht phantasievolle Ideen, sondern selbstkritische Bedenken. Etwa: Ist die Frage nach einem authentisch armen Leben eigentlich wirklich ein Thema, das uns Ordenschristen und unsere Gemeinschaften umtreibt? Sehr oft wohl eher nicht! In radikaler Armut zu leben, das war gerade in der franziskanischen Familie über viele Jahrhunderte einmal eine entscheidende Motivation junger Menschen zum Ordensein-

tritt und Initialzündung ungezählter franziskanischer Gründungen. Heute scheint das kaum noch eine Rolle zu spielen. Überhaupt scheinen Orden gesellschaftlich kein überzeugendes und faszinierendes Kontrastprogramm mehr bieten zu können. Dies gilt zusehends vielleicht sogar in spiritueller Hinsicht: Die viel beschworene Säkularisierung der Gesellschaft macht nicht an den Klostermauern Halt, sondern verändert auch das Innenleben unserer Gemeinschaften. Prophetische Konsum- und Wirtschaftskritik oder ökologisches Bewusstsein sind vielfach außerhalb unserer Gemeinschaften wesentlich lebendiger als in den eigenen Reihen.

Aber nicht nur das Angebot lässt oft zu wünschen übrig, auch auf der Seite der Nachfrager hat sich viel verändert: Eine breite und frei florierende alternative Szene wie noch in den 1970er und 1980er Jahren gibt es in der Bundesrepublik nicht mehr. Wirkliche Aussteiger sind selten geworden, Anpassen und Mitspielen dagegen wieder eher gesellschaftsfähig. Die Umwälzungen von 1968 sind ebenso wie diejenigen des Konzils für heutige Ordensinteressenten ferne Geschichte. Wenn Armut Thema ist, dann im Kontext von Banken-, Finanz- und Wirtschaftskrise eher durch die Angst, irgendwann selbst einmal zu der wachsenden Zahl der Verlierer dieses Systems gehören zu können. Interessant ist auch die ordensintern oftmals sehr unterschiedlich gefühlte Wertigkeit der drei Gelübde: Während auf eine offenkundige Verletzung der ehelosen Keuschheit hochsensibel reagiert wird und eine massive Verweigerung des Gehorsams ordensrechtlich einschneidende Folgen haben kann, herrscht im Blick auf Armutsfragen sicherlich die

höchste Toleranzgrenze und nicht selten eine gewisse Nachlässigkeit, wohl auch deshalb, weil ein so offener und vielschichtiger Begriff nur sehr schwer kollektiv definiert werden kann.

Dazu kommt, dass die Verwirklichung der Armut heute viel stärker als in der Vergangenheit weitgehend in die persönliche Verantwortung des einzelnen gestellt ist. Das ist notwendig und gut. Darin liegt die Chance, dass der einzelne diesen evangelischen Rat in einer ganz persönlichen Ehrlichkeit und Authentizität lebt. Andererseits bewirkt diese Tendenz, Lebensstilfragen an die einzelnen zu delegieren, dass sich die Gesamtgemeinschaft sehr leicht von allen Armutsüberlegungen dispensiert fühlt. Das Konzil forderte nicht nur, die einzelnen Ordenschristen sollten „tatsächlich und in der Gesinnung arm sein“, sondern fügt sofort hinzu: „Auch die Institute als ganze sollen danach trachten, ein gleichsam kollektives Zeugnis der Armut abzulegen, so wie es in ihrer Umwelt angebracht ist.“ Sie sollen „allen Schein von Luxus, von ungeordnetem Gewinnstreben und von Güteranhäufung vermeiden“ (PC 13).

Ein anderer kritischer Einwurf tritt manchmal als Killerphrase auf: „Wirklich arm leben kann ich nur, wenn ich wieder aus dem Orden austrete“, hat mir einmal ein Mitbruder gesagt. Ein Blick in die Ordensgeschichte zeigt, dass die öffentlich gelobte Armut auf Dauer oft materiellen Reichtum produziert hat. Das Mitglied einer als ganzer abgesicherten Gemeinschaft gewöhnt sich schnell an das Gefühl, alles sei da! Leicht gehen das Wissen und die konkrete Erfahrung verloren, was es heißt, sich mit seiner Hände Arbeit sauer sein Brot verdienen zu müssen. Wird

da Armut nicht zum frommen Spiel ohne jeden existentiellen Ernst? Ein mir befreundeter Weltpriester hat sein Auto verkauft, um bewusst ein Zeichen für einen einfachen Lebensstil zu setzen. In einer Gemeinschaft sind solche Entscheidungsprozesse sehr mühsam oder sogar unmöglich. Natürlich kann sich der einzelne auch innerhalb einer abgesicherten Gemeinschaft um ein einfaches Leben bemühen. Aber die bescheidene Lebensführung eines Bruders verliert ihre Ausstrahlung in einem Ordensverband, der vor der notvollen Herausforderung steht, mit Summen, die, verglichen mit einem Privathaushalt, gigantisch erscheinen müssen, die Zukunft der ständig wachsenden Zahl von alten und kranken Mitgliedern bei ebenso ständig sinkenden Gesteuerungseinnahmen sichern zu müssen. Das arme Leben vieler Ordensleute in den großen Häusern der Vergangenheit ist vergleichsweise teuer, ob sie es wollen oder nicht.

Die Geschichte der Regeln, Konstitutionen, Statuten und Satzungen der Ordensgemeinschaften zeigt, dass es letztlich unmöglich ist, den Geist einer Gründung, die dem jeweiligen Charisma entsprechende innere Haltung der Mitglieder und vor allem den daraus folgenden Lebensstil so zu formulieren, dass dies endgültig definiert und ein für allemal geklärt ist. Zwischen dem Wunsch, zum „reinen Ursprung“ zurück zukehren und den gründenden Impuls möglichst „wörtlich“ zu nehmen, der immer wieder notwendigen Interpretation des geschichtlichen Erbes und dem Bedürfnis, das Alte heute ganz neu zu formulieren, ist das Ringen um eine authentische Spiritualität prinzipiell unabschließbar. Das betrifft auch die

Suche nach den angemessenen Formen einer geistlichen Armut. Darum bringen hier Fragen vielleicht eher auf eine Spur als thetische Setzungen:

- Unterscheidet sich unser Lebensstil als Ordenschristen in irgendeinem Punkt so von unserem Umfeld, dass dieser Unterschied von uns selbst und anderen als Ausdruck unseres geistlichen Lebens erfahren wird?
- Ist für mich persönlich das Gelübde der Armut an irgendeinem Punkt in meinem Leben konkret spürbar und erfahrbar?
- Viele Ordensgemeinschaften sind heute durch von außen kommende Notwendigkeiten zu einschneidenden Sparmaßnahmen gezwungen. Sind wir als Ordenschristen aber auch bereit, uns bewusst etwas nicht zu leisten, was wir uns leisten könnten?
- Woran orientiere ich meinen Lebensstil? Liegt er über dem des Bevölkerungsdurchschnitts? Weiß ich, wie Menschen in meiner Umgebung leben?
- Spielen ökologische Fragen bei der Gestaltung meines alltäglichen Lebens eine Rolle?
- Hinterfrage ich wenigstens ab und zu einmal kritisch mein eigenes Konsumverhalten? Frage ich mich bei Anschaffungen oder im alltäglichen Konsum auch einmal, was ich eigentlich wirklich brauche?
- Gibt es in unserer Gemeinschaft eine echte Kultur des Teilens? Sind wir fähig, Zeit miteinander zu teilen, persönliche Erfahrungen, Autos?
- Bin ich bereit, mich finanziell bewusst in Abhängigkeit von der Gemeinschaft zu begeben und gerade im Umgang mit Geld transparent zu

sein? Wie steht es um die Praxis „schwarzer Kassen“ und die Pflege privater Gönner?

- Sind wir innerhalb der Ordensgemeinschaft eine „Klassengesellschaft“? Gilt auch bei uns der mehr, der mehr verdient, mehr leistet, größeres öffentliches Ansehen genießt?
- Bin ich über die finanzielle Situation meiner Gemeinschaft informiert? Weiß ich, wie viel Geld uns zur Verfügung steht, woher das Geld kommt, wo und warum wir sparen müssen? Armut kann bedeuten, über Geld zu reden!
- Armut fragt nicht nur: Wie viel Geld gebe ich aus? Sondern vor allem auch: Wofür gebe ich es aus? Weiß ich, wofür wir unser Geld ausgeben?
- Geistliche Armut heißt auch: Von der Arbeit der eigenen Hände leben. Franz von Assisi hat das in seiner Regel ausdrücklich festgeschrieben. Wie trage ich zum finanziellen Unterhalt meiner Gemeinschaft bei?
- Dennoch: Bestimmen allein die Verdienstmöglichkeiten die Auswahl unserer Arbeitsfelder? Wo sind wir bereit, bewusst „umsonst“ zu arbeiten? Welchen Dienst an anderen oder welche Präsenz lassen wir uns auch bewusst etwas kosten?
- Wo und nach welchen Kriterien legen wir unser Geld an?
- Kenne ich Arme? Kommen in meinem Leben arme Menschen vor?
- Begegne ich Armen mit ebensolchem Respekt und Interesse wie den Menschen, die gesellschaftlich angesehen sind und von denen ich mir etwas erhoffe? Oder schätze ich sofort ab, wer für mich wichtig und wer unwichtig ist?
- Wo beanspruche ich eine Vorrang-

stellung, Privilegien, Sonderrechte?

- Armut ist zunehmend ein gesellschaftliches und globales Thema. Interessiere ich mich für ökonomische, politische und gesellschaftliche Zusammenhänge?
- Professionalität in der Außendarstellung ist wichtig in einer Medien- und Informationsgesellschaft. Dennoch: Bleiben wir ehrlich und authentisch auch in unserer Öffentlichkeitsarbeit?
- Wie erlebe und bewerte ich, dass Kirche und Orden in der Gesellschaft eine immer geringere Rolle spielen? Wie gehe ich persönlich um mit der Erfahrung von Erfolgslosigkeit, geringer werdenden Zahlen, dem Auflösen von Häusern und Werken?
- Wie begegne ich existentieller Armut und Bedürftigkeit in meiner eigenen Biographie und in meiner Gemeinschaft (Brüche, Überforderung, Ungenügen, Verwundungen ...)?
- Welchen Platz haben in unserer Gemeinschaft und für mich persönlich die alten und kranken Brüder oder Schwestern?

Die Armut und die Armen

Die Geschichte der Spiritualität hat den evangelischen Rat der Armut oft asketisch verengt auf die Frage, was der einzelne oder eine Gemeinschaft besitzen darf. Für Franz von Assisi aber und viele andere Ordensgründerinnen und Ordensgründer verband sich der Ruf Jesu zur Armut wesentlich mit dem Impuls, mit den Armen und wie die Armen zu leben und sich für die Armen zu engagieren. Franziskus erfährt seine entscheidende Lebenswende in der Begegnung mit den Marginalisierten der

Gesellschaft. Die Entscheidung zu einem Leben in Armut ist bei ihm vor allem auch ein sozialer und gesellschaftlicher Standortwechsel, die Entdeckung einer anderen Seite der Wirklichkeit. Die in der ersten Regel von 1221 festgeschriebene Selbstbezeichnung seiner Gefährten als „Minderbrüder“ (*frates minores*) ist nicht allein Ausdruck einer inneren Haltung, sondern vor allem auch konkrete Solidarität mit den *minores* in einem mittelalterlichen Stadtstaat.

In einem breiten Strom alttestamentlicher Theologie sind Reichtum und Besitz gute Gaben Gottes. Gott tritt für die Armen nicht deswegen so leidenschaftlich ein, weil sie arm sind, sondern um ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Engagement für die Armen ist mehr als Assistenzialismus. Echte Solidarität mit den Armen fragt, warum die Armen arm sind. Der evangelische Rat der Armut birgt also hochpolitischen Sprengstoff. Armut in der bundesrepublikanischen Gesellschaft und weltweit ist kein blindes Schicksal, sondern in den meisten Fällen „selbstgemacht“, Folge wirtschaftlicher und politischer Interessen und Entscheidungen. Während Verschuldung und die „neue Armut“ auch in der Mitte der Gesellschaft in Westeuropa zunehmen, wächst das Privatvermögen der Deutschen. Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind, können ihren notwendigen Lebensunterhalt nicht mehr erwirtschaften. Aktiengesellschaften fahren Milliarden Gewinne ein und bauen Tausende von Arbeitsplätzen ab. Geiz ist nicht geil, sondern unsozial. Durch die Logik einer zügellosen Kapitalvermehrung klafft die Schere zwischen Reich und Arm immer weiter auseinander. Kinder werden zum Armutsrisiko in einer alternden

Gesellschaft. In gleicher Weise politisch ist auch die dankbare Freude über alles, was mir geschenkt wurde: Wem gehört die Erde, die Luft, das Wasser? Welche politischen Folgen hat die Überzeugung, dass die Schöpfung nicht unser Besitz ist, sondern uns anvertraut, um sie zu pflegen und zu bewahren? Franz von Assisi, so erzählen die frühen franziskanischen Quellenschriften immer wieder, war überzeugt, dass er in der Unterstützung der Armen diesen nur das zurück erstattet, was ihnen gehört! Armut fragt also nicht nur: Was besitze ich? Sondern auch: Mit wem verkehre ich, wen lade ich zum Essen ein (vgl. Lk 14, 12-14)? Beides hängt eng zusammen: Was ich habe und mir leiste, mein Wohnort und mein Umfeld, sind wie eine Brille, die mich bestimmte Menschen sehen lässt oder eben auch nicht! Es reicht nicht, nur Statistiken oder den neuesten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung zu kennen. „Die Brüder müssen sich freuen, wenn sie sich unter unbedeutenden und verachteten Leuten aufhalten, unter Armen und Schwachen, Kranken und Aussätzigen und Bettlern am Weg“, schreibt Franz von Assisi in seiner ersten Regel. Von unten und vom Rand aus betrachtet, sieht die Welt anders aus als von oben oder aus der Perspektive des Zentrums!

Zur Ausbildung unserer jungen Brüder gehört ein mehrwöchiges Mitleben in einem sozialen Brennpunkt. In der Begleitung habe ich immer wieder erlebt, wie diese Zeit sensibilisiert für die verschiedenen Formen von Armut und den Teufelskreis innerer Zusammenhänge (finanzielle Not, mangelnde Bildung, Arbeitslosigkeit, Sprachlosigkeit, kaputte Familien und Beziehungen,

Alkoholismus, soziale Diskriminierung, schlichte „Unfähigkeit“ in vielen selbstverständlichen Lebensvollzügen). Typische Noviziatsfragen wie etwa die nach der persönliche Motivation zum Eintritt, nach unserer Aufgabe heute, nach der eigenen Gemeinschaftsfähigkeit und angemessenen Formen des Gemeinschaftslebens oder nach der Verbindung von Gebet und Arbeit haben sich in diesem Praktikum oft ganz neu und meist viel unmittelbarer gestellt als in der theoretischen Reflexion im Noviziatsunterricht. Die folgenden Original-Aussagen von Novizen aus ihrer nachträglichen schriftlichen Reflexion können exemplarisch zeigen, was die Begegnung mit Armen in Bewegung bringt:

- „Diese Leute hätte ich früher als sozial bezeichnet. Aber manchmal denke ich, die sind sozialer als wir.“
- „In diesen Außenseitern und Sonderlingen, in deren Leben einiges quer gelaufen sein muss, habe ich viel von Gottes Nähe und Gegenwart gespürt; ja, gerade im Antlitz und in der Eigenart dieser Leute, von denen man sagt, dass es die am Rand der Gesellschaft sind. Je länger ich mit ihnen zusammen war, umso weniger habe ich sie so gesehen.“
- „Das Leben in der Siedlung war erschreckend und ernüchternd, denn ich dachte immer, wenn man was erreichen will, dann kann man das auch. Aber viele unserer Nachbarn konnten sehr schlecht lesen und schreiben ... Auch die Behördengänge fallen ihnen schwer.“
- „Ich habe viele Dinge in meinem Klosterleben als zu selbstverständlich genommen (Gebetszeiten, Essen, Lebensunterhalt, Zeit für mich und die Arbeit). Im Alltag der Menschen außerhalb des Klosters müssen all diese Dinge hart erkämpft werden.“
- „Wenn ich bewusst einen niedrigen Standort wähle, sowohl in meiner Position auf der Arbeit als auch in der Siedlung, dann erfahre ich meine Umwelt und meine Mitmenschen von einer sehr ehrlichen Seite. Das ist leicht verständlich, wenn ich mir den Umkehrschluss betrachte: Habe ich eine hohe Position, egal wo (Arbeit, Familie, Politik, Kirche, Kloster ...), muss ich damit rechnen, dass mir meine Mitmenschen nicht wirklich ehrlich die Meinung sagen. ... Diese erfahrbare Ehrlichkeit durch die Wahl einer niedrigen und einfachen Position lässt somit wirkliche Begegnung zu – mit mir selber, meinen Mitmenschen und somit auch mit Gott.“
- „Ich erreichte eigene Grenzen und musste auch neu lernen, Grenzen zu ziehen.“
- „Die Psalmen gewannen eine ganz eigene Dynamik und auch inhaltliche Bedeutung, insbesondere wenn es um Witwen und Waisen ging oder dass Gott die Gebeugten aufrichtet. Diese Verse haben mich in der Lebens- und Wohnsituation dort sehr direkt und deutlich angesprochen. Ich nahm des Öfteren auch einzelne Nachbarn mit ins Gebet, so hatte ich einen konkreten Bezug zwischen Gebetsleben und Wohnraum.“
- „Als ich sah, wie die Leute wohnen, kam mir oft der Vergleich, wie wir in unseren Häusern leben, und ich fragte mich oft, ob wir sie auch sinnvoll nutzen. ... Für uns Franziskaner ist es wichtig, den Kontakt nach außen nicht zu verlieren. Dieser Kontakt ist

sehr schnell verloren, wenn wir uns nur in unsere Häuser zurückziehen.“ Dass die Armen unsere Lehrmeister sind, ist keine Erfindung der Befreiungstheologie, davon hat bereits Vinzenz von Paul gesprochen, und Franz von Assisi hat es gelebt.

Armut als Zeichen?

Es gehört zum klassischen Fundus der Ordens- und Reformtheologie, dem Leben nach den evangelischen Räten einen (eschatologischen) Zeichencharakter zuzusprechen. Die besondere Aufgabe der Orden innerhalb der Kirche bestehe gerade auch darin, in einer zeichenhaften Ausdrücklichkeit das zu leben, was eigentlich Aufgabe jedes Christen ist, und so beständig an die gemeinsame Berufung aller Getauften zu erinnern. Das Konzil hat ja deutlich gemacht, dass auch der Ruf Jesu in die Armut allen gilt, die zu ihm gehören, nicht nur uns Ordensleuten: Die Kirche als ganze muss auf dem Weg der Armut Christi gehen (vgl. AG 5), ihr Ruhm und ihr Zeugnis bestehen gerade im Geist der Armut (vgl. GS 88), die Priesteramtskandidaten sollen in einer armen Lebensweise erzogen werden (OT 9).

Geht von unserer öffentlichen Verpflichtung auf ein Leben in geistlicher Armut ein Signal aus in unsere Umgebung, in die Kirche zuerst, aber auch in die Gesellschaft? Versteht noch jemand die Sprache unserer Lebensentscheidung? Und wenn nicht, liegt es dann an den tauben Hörern oder an unserer unverständlich gewordenen Ausdrucksweise? Als Getaufte sind wir für die Welt berufen. Auch die prophetische Kritik und die Suche nach alternativen Lebensentwürfen als

Ausdruck des bereits angebrochenen Reiches Gottes sind Dienst an der Welt: „Bei euch soll es nicht so sein“ (Mt 20,26). Christliches Leben muss sich vor der gefährlichen Versuchung, allem kompatibel zu sein und es jedem Recht machen zu wollen, ebenso hüten wie vor dem selbstgefälligen Rückzug in die Sakristei oder ins Ghetto. Gerade die Armut ist von Jesus her, aber auch in den Anfängen des Mönchtums, in den Reformbewegungen des Hochmittelalters oder im Zusammenhang der missionarischen und sozialcaritativen Aufbrüche der Neuzeit immer auch Ausdruck von Nichtanpassung, Protest und Alternative. Christliche Gemeinden und geistliche Gemeinschaften, die die „Welt“ nur reproduzieren, haben kein prophetisches Gesicht. Sie werden auch nicht gebraucht. Die Suche nach heute angemessenen Lebensformen einer geistlichen Armut könnte Zeichenfunktion bekommen, wenn sie eine alternative Werteskala erfahren lässt, einen versöhnten Umgang mit der wesentlichen Grundbedürftigkeit von Menschsein einübt, in einer immer stärker um sich greifenden Totalökonomisierung des Lebens das Absichtslose und Zweckfreie kultiviert, solidarisch an der Seite der Armen für Gerechtigkeit eintritt und in all dem ein Loch in die gewohnten Abläufe reißt, das die Sehnsucht nach mehr wachhält und so auf Gott verweist.